

Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 47 (1957)

Artikel: Etwas über die aargauische Hutgeflechtindustrie

Autor: Bruggisser, Guido

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1004530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

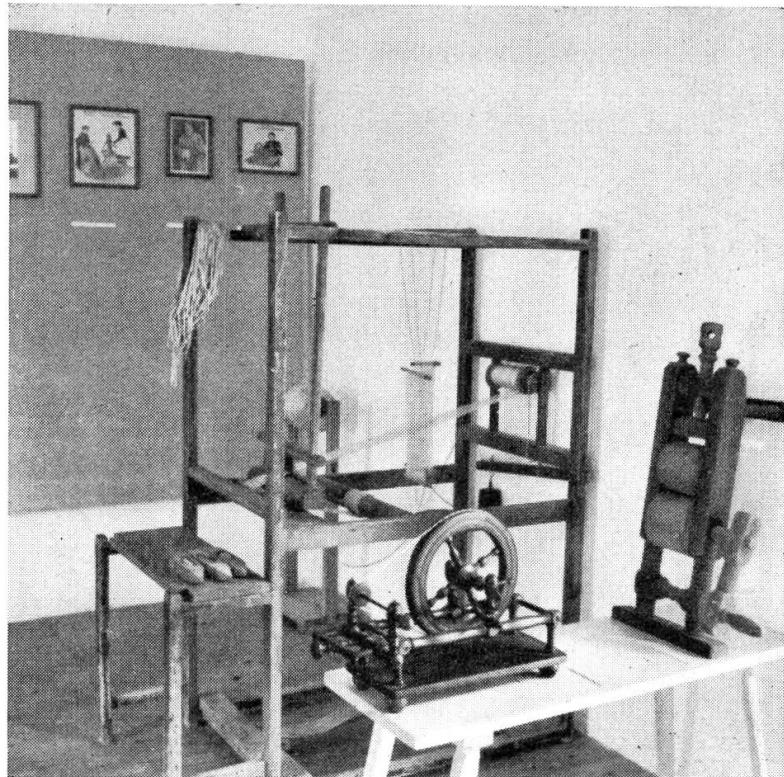
Etwas über die aargauische Hutgeflechtindustrie

Von *Guido Bruggisser*, Wohlen

Die ersten Anfänge der Strohindustrie in der Schweiz liegen im Dunkel. Es wird angenommen, dass Schweizer Söldner, die in der Toscana Dienst leisteten, die Kunst des Flechtens von dort mitheimbrachten. Auch im Schwarzwald soll das Strohflechten schon im Mittelalter ausgeübt worden sein. Wie dem auch sei, die ersten Aufzeichnungen stammen aus dem Zinsbuch des Klosters Hermetschwil von 1644, wo ein gewisser Hümbeli einen Teil seines Zehntens in Hüten bezahlte, ebenso ein Lienhard Bruggisser 1662. Demzufolge war um jene Zeit das *Hütte* in unserer Gegend bereits bekannt. Wahrscheinlich wurden ursprünglich diese Hüte mehr für den Hausgebrauch geflochten, doch haben wir bereits 1704 die ersten Anzeichen, dass Hutverkäufer aus dem Freiamt mit Strohhüten nach Zürich fuhren. Es muss damals neben den sogenannten Schynhüten aber auch schon eine Art Geflechtindustrie bestanden haben, denn bereits 1743 sah sich der Landvogt zu Bremgarten genötigt, einen Erlass zur Einhaltung der Geflechtlängen herauszugeben. 1744 beschweren sich die Klöster, dass der Roggen vor dem Reifwerden geschnitten werde, um zu Flechtstroh verarbeitet zu werden. Aus all dem geht hervor, dass die Strohindustrie zu den ältesten Industrien in der Schweiz gezählt werden kann.

Den ersten Export von Schynhüten begann Jakob Isler, der Gründer der heute noch bestehenden Firma Jakob Isler & Co., um 1790. Er war zweifellos der Initiant, den Handel mit Erzeugnissen der Strohflechterei en gros aufzuziehen und den Export zu fördern. Recht bald wurden andere unternehmungslustige Männer auf diesen neuen Erwerbszweig aufmerksam, und die ersten Firmen entstanden in Wohlen. Schon 1783 wurde die erste Handelsgesellschaft in Wohlen gegründet. In diese Jahre fallen ebenfalls die ersten Handelsbeziehungen mit den umliegenden Ländern. Nachdem die Nachfrage nach den Produkten der Strohindustrie sehr bald das Angebot übersieg, wurden in den Jahren 1806–1835 von initiativen Geistlichen Flechschulen eingerichtet, so in Bünzen, Muri, Fischbach, Fahrwangen und vor allem in Schongau. Auch in Obwalden wurden schon 1815 Flechschulen betrieben. Aus erhaltenen Exportfakturen geht hervor, dass zu jener Zeit in erster Linie elf-, neun-, acht-, sieben- und dreihäl miges Geflecht hergestellt und verkauft wurde, daneben bereits alle möglichen Sorten *Ring*.

Die ersten Absatzschwierigkeiten machten der jungen Strohindustrie schon recht früh zu schaffen. Der ausländischen Konkurrenz in Italien, Belgien und England, aber auch der Flechterei im Freiburgerland gelang es durch Verwendung von viel weicherem, hellerem Weizenstroh die Produkte der aargauischen Strohflechterei von den Absatzmärkten zu verdrängen. Es wurden sogar Versuche unternommen, Freiburgerweizen im Aargau



Webstuhl für
Strohbänder und
weitere Geräte
zur Bearbeitung
von Stroh

Photo Willy Zeller,
Zürich

anzupflanzen für Flechtstroh; doch schlugen diese Versuche fehl. Da alle Erzeugnisse der hiesigen Industrie nur «roh» exportiert wurden, weil man das Färben noch nicht kannte, waren vor allem die Jahre 1820–26 sehr schwierig.

Obwohl schon um 1810 in Hägglingen eine Familie Geissmann schwarz färben konnte, blieb die Strohfärberei doch noch Jahre hindurch in den Kinderschuhen stecken. Es wurde zwar 1828 eine Färberei eingerichtet, doch fand man bald heraus, dass sich das einheimische Roggenstroh nur für dunkle, nicht aber für helle Farben eigne. Erst ab 1850 kann von einer eigentlichen Färberei gesprochen werden, wobei anfänglich jeder Färber «seine Spezialität», d. h. nur einzelne Farben färben konnte.

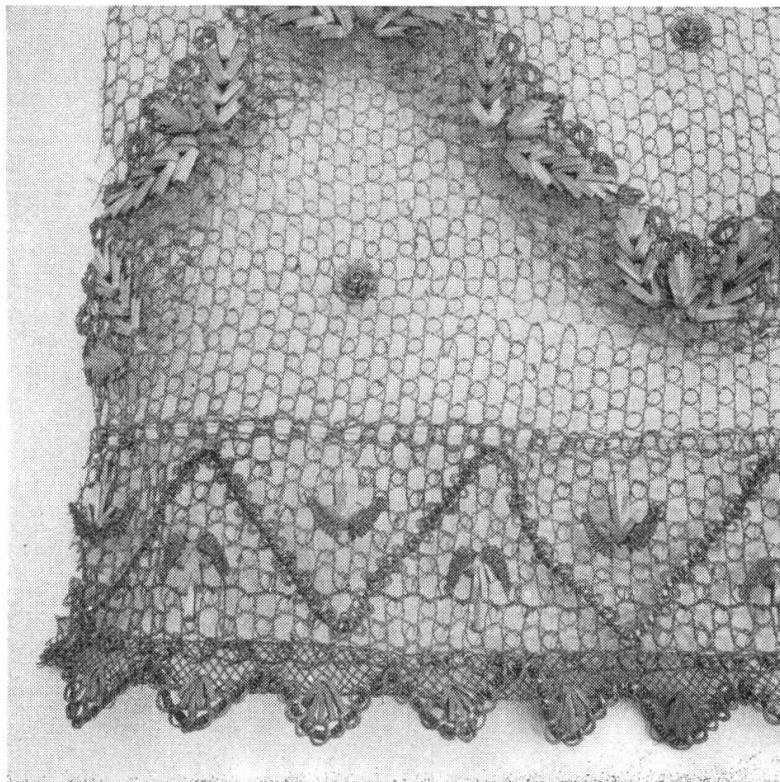
*

Das ursprüngliche Grundmaterial für die Strohflechterei im Freiamt und dem angrenzenden Seetal war das Roggenstroh. Der Anbau von Roggenstroh, das für die Flechterei Verwendung finden sollte, war vom gewöhnlichen Anbau ganz verschieden, weil die Halme vor der Reife geschnitten werden mussten. Um möglichst weiche, gleichmässige und helle Halme zu bekommen, wurden die Aussäaten sehr dicht vorgenommen auf magerem, windgeschütztem Boden. Der junge, unreife Roggen wurde bei möglichst gutem Wetter geschnitten und nachher Halm an Halm auf dem Acker zum Bleichen ausgebreitet. Dieses Bleichen an der Sonne erforderte grosse Sorg-

falt, da die Halme immer wieder gekehrt werden mussten. Bei Regen wurden die Halmenbüschel in die Scheunen gehängt. Im sog. *Schwäbelhüsli*, einem luftdicht abgeschlossenen Raum, wurden die Halme mit Schwefelblüten gleichmässig nachgebleicht. Nach der Ernte mussten die Halme zuerst von den Blättern und Blattscheiden befreit werden. Diese Arbeit nannte man *Halmenushaue*. Die Strohbüschel wurden dann in den Scheunen aufbewahrt, bis im Winter die Zeit zum Halmenrüsten kam. Zuerst wurden die Spitzen abgeschnitten bis zum ersten Knoten, da diese zum Verflechten nicht geeignet sind. Diese sog. Spitzhalme wurden zum Knüpfen der Spitz- oder Röhrlöhüte verwendet. Das Mittelstück des Halmes, welches das sog. Flechtstroh lieferte, wurde durch verschiedene Halmensiebe nach ihrer *Gröbe* aussortiert. Die nach *Gröbe* und Qualität gebündelten *Röhrli* wurden dann dem Halmenhändler, der wie ein Hausierer von Hof zu Hof wanderte und das *Flächtschaub* aufkaufte oder die Spitzhalmen zum Knüpfen, verkauft. Das genaue und sorgfältige Aussortieren der Halme war von grosser Wichtigkeit; davon hingen Preis und Qualität ab. Die weiteren Vorarbeiten zum Zubereiten der Halme wurden meist von den Flechterinnen oder von Kindern vorgenommen. Je nach dem Verwendungszweck wurden die Halme mit dem Halmenreisser gespalten, um einen flachen Strohbändel zu bekommen, oder mit dem Strohspalter in viele feine Streifchen geteilt, wie sie nachher für die Strohschnürli, als Hälmlchen zum Verweben oder für die Agréments verwendet wurden. Um die gerissenen oder gespaltenen Halme noch weicher zu machen, wurden sie durch die Halmenreibe durchgewalzt.

Selbstverständlich kannte man zu Beginn nur die Verarbeitung des ganzen Halmes in Geflechte, wie wir dies bei den ältesten Geflechten sehen. Aber schon zu Ende des 18. Jahrhunderts wurden neue Wege für die Verarbeitung des Strohs gesucht und auch gefunden. Eigentlich revolutionierend war die Erfindung des sogenannten *Strohdröhtlirädlis*, das wahrscheinlich vom Schwarzwald her zu uns gekommen ist. Die zähen und biegsamen *Strohschnürli* oder *Dröhtli*, die darauf hergestellt werden konnten, fanden als Flechtmaterial in jeder Form Verwendung und brachten der sich langsam entwickelnden Industrie einen ungeahnten Aufschwung. Auf dem Bordürenwebstuhl, der um 1820 von Frankreich her zu uns kam, wurden gerissene Strohbändchen, vermischt mit feinsten Strohschnürchen, Rosshaar und anderen Materialien, zu den schönsten Bandgeweben zusammen verarbeitet. Tausende solcher Bordürenstühle wurden im Laufe der Jahre angeschafft und, wie im Baselland die Bandwebstühle, in die Bauernhäuser leihweise abgegeben. Die Mannigfaltigkeit der Muster, die Feinheit der Dessins, die Reichhaltigkeit in der Ausmusterung zeugen von grossem Können, von Fleiss und Phantasie. Ohne irgendwelche Zeichnung, nur durch Ausprobieren, wurden diese vielen, heute überhaupt nicht mehr nachzuahmenden Muster geschaffen, die uns allen höchste Bewunderung abnötigen. Mit der

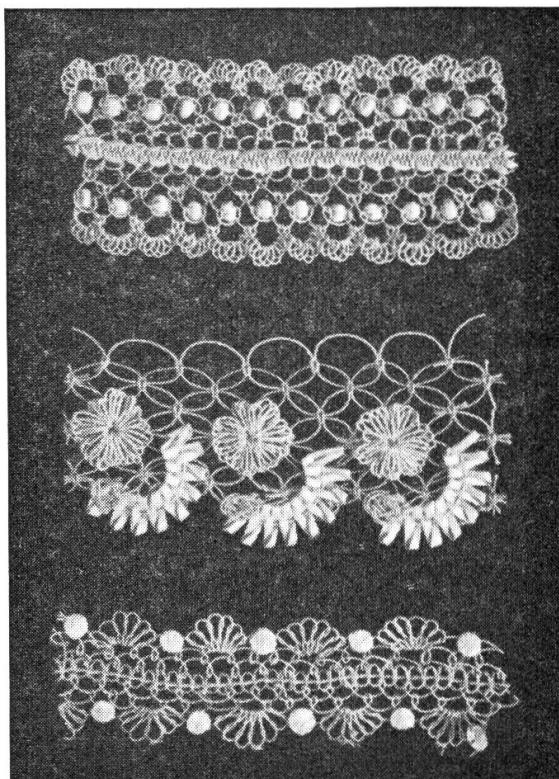
Teil von einem
Altar-
Antependium
aus Stroh
Photo Willy Zeller,
Zürich



Einführung des Bordürenstuhles wurden die Produkte eigentlich erst richtig über die Landesgrenzen hinaus bekannt und im Auslande gesucht. Die oft sehr teuren Bordüren wurden in alle Welt exportiert, und es wurden dafür glänzende Preise erzielt. Fast gleichzeitig mit der Einführung der Bordürenstühle kam die Erfindung der mit gespaltenen Hälmlchen oder *Strohschnürli* umwickelten Holzkügelchen, der *Strohknöpfli*. Das Anfertigen der *Knöpfli* war vor allem Sache der Kinder. Diese *Strohknöpfli* in den verschiedensten Grössen liessen sich für alle möglichen Garnituren sehr gut verwenden, und sie bildeten so den eigentlichen Auftakt für die Fabrikation der Strohmotive oder Agréments. Diese wurden zum Teil aus gespaltenen Halmen, in Verbindung mit Strohschnürchen, oder aber aus den sogenannten Strohplatten hergestellt. Diese Strohplatten, die um 1840 herum «erfunden» wurden, brachten wiederum einen grossen Aufschwung unserer Industrie. Geriebene Halme wurden nebeneinander auf ein Baumwollgewebe oder auf Japanpapier geklebt. Nachher stanzte man mit den Stanzmessern aus diesen Platten alle möglichen Blätter, Vögel, Käfer usw. Diese Motive oder Agréments fanden als Hutschmuck Verwendung, und auch hier kann man wieder über den Erfindergeist der Bauersleute aus dem Freiamt und dem Reusstal nur staunen. Die glanzvolle Zeit für diese Garniturartikel fiel in die 50er Jahre des letzten Jahrhunderts, als bereits die Vereinigten Staaten von Amerika Hauptabnehmer dafür waren. Ungefähr in die gleiche Zeit fällt

die Erfindung des *Rädligegeflecht-Rädlis*, das dann später eine ausgesprochene Spezialität des Fricktals wurde. Diese aus *Strohschnürli* hergestellten *Rädligegeflechte* wurden nachträglich im Seetal und im Freiamt brodert; sie bildeten neben den Bordüren einen sehr begehrten Exportartikel. Nach und nach spezialisierte sich eigentlich jeder Teil, ja sogar fast jedes Dorf im Freiamt, Reuss- und Seetal. So waren die *Sternli*, die Strohschmelzarbeiten, in Boswil, Bünzen und Althäusern zuhause, während die Gegend um Muri auf die sog. Gabelarbeiten, die Herstellung von Strohrossetten, Hufeisen aus Schnürchen usw. besonders eingestellt war. In Villmergen, aber auch in Mägenwil und Wohlenschwil hatte man sich auf das Ringflechten verlegt. Diese zahllosen Arten von feinen und feinsten Geflechten wurden ebenfalls wieder für die Bordürenweberei, aber auch für *Rädligegeflechte*, Garnituren und eigentliches Hutgeflecht verwendet.

Als älteste Art des Hutflechtens ist zweifellos das bereits erwähnte Knüpfen der Spitzhalme mit Baumwollfäden anzusehen. Die Anfänge sollen bis ins Mittelalter zurückgehen, fabrikmäßig wurden Spitzhüte von ungefähr 1780 an hergestellt. Die Spitzhalme wurden auf eine Holzform auf dem Hüttlerstöckli geknüpft. Die Herstellung dieser Hüte, zuerst ausschliesslich für die Männer, viel später auch für Frauen, hielt bis in die 20er Jahre des jetzigen Jahrhunderts an. Spitzhüte wurden nicht nur im Reusstal und im Freiamt, sondern auch im angrenzenden Kanton Luzern und besonders in Obwalden geknüpft. Die stark sich entwickelnde Garniturmode um die Mitte des vorigen Jahrhunderts blieb nicht auf den Hutschmuck allein spezialisiert, sondern es wurden auch Gürtelschnallen aus Stroh, mit Perlen, Meermuscheln usw. verziert, hergestellt. Neben den Bordüren und dem *Rädligegeflecht* sind noch die *Gestricke* zu erwähnen, die in erster Line wieder aus *Strohschnürli* hergestellt wurden. Diese *Gestricke* hatten je nach Gegend, wo sie hergestellt wurden, wieder ihre speziellen Bezeichnungen: so ist das Seetaler, das Luzerner und das Reusstalergestrick bekannt, die dann später auch wieder, wie das Rädligegeflecht, mit Motiven, Ringgeflechten usw. brodert wurden. Schon sehr früh fand neben dem Roggenstroh echtes Pferdehaar in der aargauischen Strohindustrie Verwendung. Dieses Pferdehaar wurde aus den Schweifen halbwilder Pferde von Sibirien, Argentinien und Ungarn bezogen. Die Vorbehandlung des Rossshaars war sehr kompliziert. Es musste je nach Provenienz ganz verschieden behandelt werden. Das Zusammenknüpfen des Rossshaars wurde in Heimarbeit vor allem im Entlebuch besorgt, wo diese Arbeit während mehr als einem halben Jahrhundert viele hundert Heimarbeiterinnen beschäftigte. Noch bevor das Rosshaar in der aargauischen Hutgeflechtindustrie Verwendung fand, wurde es bereits im Erzgebirge zu Klöppelspitzen, den sog. *Blonden*, verarbeitet. Diese *Blonden* wurden um 1840 importiert und wiederum im Freiamt und im Reusstal mit Stroh, Motiven usw. bestickt. In der hiesigen



Geflechte aus Strohbändli
und Strohschnürli
Photo Willy Zeller, Zürich

Industrie fand das Rosshaar in erster Linie bei der Bordürenweberei Verwendung, wo es zusammen mit *Strohschnürli* verarbeitet wurde. Als dann um 1840 die erste Flechtmaschine (wiederum aus Frankreich) in der Stroh-industrie zum Laufen kam, war es das Rosshaar, das als selbständiges Flechtmaterial zur Herstellung von Geflechten diente. Diese ältesten, hölzernen Flechtmaschinen wurden von Hand getrieben. Die Arbeiter, die diese Maschinen bedienten, nannte man *Trüller*, ein Name, der sich bis in die heutige Zeit erhalten hat. Das geknüpfte Rosshaar wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit gemünztem Silber aufgewogen. Um 1860 entstanden die ersten Rosshaarfabriken, Flechtereien mit Dampfbetrieb. Die erste dieser Fabriken war diejenige von Geissmann & Landerer in Wohlenschwil (1850).

Neben Stroh und Rosshaar fand von ungefähr 1825 an Hanf Verwendung in der Strohflechterei. Zuerst wurde der rohe Hanffaden ungeknüpft eingeführt und auf den Bordürenstühlen verarbeitet. Später wurde der aus Manila eingeführte Hanf auch im Entlebuch geknüpft und gespult, um allerdings bald von geknüpftem Importhanf verdrängt zu werden. Als Hilfsmaterial wurde schon sehr früh Baumwolle verwendet, zuerst als Hutnähfaden, später als Zettelfaden für die Bordüren und als Knüpfaffen für die Spitzhüte. Als dann die Maschinenflechterei eingeführt wurde, nahm auch da die Baumwolle als Zettelfaden einen wichtigen Platz ein. Um 1870 kam eine Erfindung aus dem Elsass zu uns: man klebte die Baumwollfäden der

Länge nach zu Bändern zusammen. Diese Baumwollbändel wurden sowohl in Handgeflechten wie auch vor allem in Maschinengeflechten verwendet; sie brachten der aargauischen Strohindustrie erneut Jahre der Blüte. Viele neue Fabriken entstanden in jenen Jahren und der Name *Bändelibüüser* ist bis heute erhalten geblieben.

Das stetige Suchen nach neuen Materialien, das durch die schnell-lebige Mode-Industrie bedingt war, brachte immer weitere Textilien in die aargauische Hutgeflechtindustrie. Neben Hanf wurden auch andere exotische Pflanzenfasern mit mehr oder weniger Erfolg verarbeitet. So wurde in den 90er Jahren der Cubabast in grossen Mengen für die Handflechterei verwendet. Ebenso spielte der Raphiabast ungefähr gleichzeitig eine bedeutende Rolle.

Vom Baumwollbändel erfolgte der nächste Schritt zum Seidenband, das aus der sog. Tussahseide (chinesischer Eichenspinner) im gleichen Verfahren hergestellt wurde; es brachte der Industrie erneut Glanzjahre.

Die Ramiefaser, eine der ältesten Textilfasern überhaupt, wurde in ein Ramieband verarbeitet und dieses dann auf die gewünschte Breite geschnitten. Ramie ist eines der wenigen Materialien, das sich aus früherer Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten hat; es wird jetzt noch in der Strohflechterei verarbeitet.

Eine vollständige Umwälzung brachte die Erfindung der Kunstseide. Zuerst wurde das Kunstoffhaar erfunden, das heute nach unter dem Namen «Crinol» häufig verwendet wird. Wenige Jahre später wurde ebenfalls von der Société Suisse de la Viscose in Emmenbrücke das Viscabändchen auf den Markt gebracht. Diese Materialien, die in Hunderten von Abarten heute verwendet werden, haben die Hutgeflechtindustrie fast zu einer reinen Fabrikindustrie werden lassen.

Glücklicherweise gelingt es trotz unserer heutigen Technik nicht, alles auf maschinellem Wege herzustellen. Obwohl die Maschinengeflechte und die Strohstoffe einen sehr beträchtlichen Teil der Fabrikation bilden, ist es doch gelungen, daneben sowohl Handgeflechte wie auch handgearbeitete Hüte und Garnituren weiterhin herzustellen und so die einst mit Recht berühmte Heimarbeit, die fast 200 Jahre lang der Grundstock der aargauischen Hutgeflechtindustrie war, doch einigermassen zu erhalten. Verglichen mit den Arbeiten, die unsere Ahnen vor 100 und mehr Jahren auf die Märkte brachten, ist allerdings das, was wir heute noch in Handarbeit herstellen lassen können, eher unbedeutend. Damals spielte eben die Zeit keine Rolle, die Arbeitslöhne waren ganz andere und vor allem hatten die Abnehmerkreise noch ein Gefühl für das, was schön und wertvoll war, und das wurde auch bezahlt¹.

¹ Benützte Quellen: Jubiläumsschrift M. Bruggisser & Co., Wohlen 1912. – Gottlieb Rodel, Die Anfänge und die Entwicklung der Strohindustrie, Wohlen 1934.